

Ein Spielersloos.

Von Hans Wachenhusen.

Bei Gelegenheit des fünfundsiebzigsten Geburtstages der Aufhebung öffentlicher Spiele in den rheinischen Bädern erinnere ich mich eines Dramas, von dem ich erzählen will.

Sie waren Beide ein junges Paar; er, der Referendar von S., ein lustiger, lebensfroher Mann von etwa siebenundzwanzig Jahren, sie die Tochter eines elsässischen Großbauern, der seinen Kinde eine vornehme Erziehung in einem Pensionat von Nancy hatte geben lassen, doch sehr herabgewirrhelt hatte, bis seiner Tochter von seinem in Westindien verstorbenen Bruder eine Erbschaft von fünf Millionen Francs zufiel und er sein ganzes Anwesen wieder aufrichten konnte.

Um die Zeit war seine Frau, ein Hieberes, braves Bürgerweib, weil es sich mit dem Reichthum doch so schidte, in die Bäder gegangen und so lernte denn der Referendar ihre Tochter in Homburg kennen, als er ihr auf der Terrasse nachmittags mit dem Programm des Kurcongresstes dienen konnte, und nicht absichtlich, denn man erzählte sich von Hofe's großem Vermögen.

Nach sie war, wie die Mutter, geistig nicht sehr begabt, aber sie hatte im Pensionat einen gesellschaftlichen Schliß erworben, hatte hübsche braune Augen, erliche Wangen, ein Paar rothe Lippen und niedliche Hände, eine leidliche Gestalt und lachte gern. Ihr hierzu Veranlassung zu geben, war Robert von S. ganz der Mann; er suchte Anschluß an Mutter und Tochter und fand ihn. Er ward ihr steter Begleiter und so kam denn der Papa von Elsaß angereist, um sich den zukünftigen Schwiegersohn anzusehen, auf den seine Tochter mit ihrem Gelde Anspruch machen konnte. Er gab seine Einwilligung und schon im Herbst waren Beide ein Paar. Die junge Frau bekam ihre ganze Erbschaft auszubezahlt bis auf fünfundsiebzigtausend Francs, die auf des Alten Bauernhof eingetragen wurden. Hofe's Papa war so entzückt von seinem vornehmen Schwiegersohne gewesen, daß er es gar nicht gewagt hatte, eine Gütertrennung zu wünschen.

Raum hatte die nächste Saison begonnen, so waren sie wieder in Homburg, der Glückstätte, an der sie sich kennen gelernt. Aber diese sollte zur Unglücksstätte werden.

Robert hatte zur Reife eine starke Summe der Bank entnommen. Er spielte an der Bank und Hofe freute sich, wenn er in ihrem Beisein einige Louks gewann. Sie wußte aber nicht, daß er Abends, wenn sie ermüdet von gemeinschaftlichen Ausflügen ausruhte, bis elf Uhr, der Schlusstunde der Spiele, am grünen Tische saß.

Weil er in Homburg kein Glück hatte, zogen sie dann nach Wiesbaden, Ems und endlich nach Baden-Baden, wohin sie sich begeben, um den Papa d'rüben im Elsaß besuchen zu können. Sie hatte ja der Mutter so Manches zu sagen.

Und das Letztere that sie denn auch. Sie verließ Robert auf acht Tage und er ver sprach, ihr nachzukommen. Aber in dem Bauernhof zu sitzen, das reizte ihn nicht. Er war froh, die Frau los zu sein und unbeaufsichtigt spielen zu können.

In all' den drei Bädern hatte er Pech gehabt. Hier hatte ihm das Glück in den ersten Tagen gleich gelächelt. Aber er wußte nicht, daß die Summen, die er gewonnen, ihm nur geliehen waren. Er verlor wieder und wieder; er wollte das Glück zwingen, ließ sich Geld über Geld zwingen, ohne zu zählen, und als seine Frau, Sehnsucht nach ihm empfindend, wieder eintraf, hatte er auch hier schon Hunderttausende verloren.

Er empfing sie mürriß und sie ward traurig deshalb. Eine Ahnung hing in ihr auf; er aber lachte sie aus und spielte weiter. Sie kehrten zum Herbst nach Hause zurück, er schwer verstimmt, sie sich sagend, daß ihn nicht mehr glücklich sei, aber doch ihn schonend, und hier sollte sie inne werden, daß sie Ursache habe, sich sogar sehr unglücklich zu fühlen, denn mit des Gatten heiterer Laune war es aus; er kehrte oft erst gegen Morgen nach Hause und in wüster Laune zurück.

Das oberflächliche Nachdenken hatte ihm nämlich gesagt, er habe das Vermögen übermäßig angegriffen. Die halbjährliche Abrechnung der Bank sträubte ihm sogar das Haar, als er nur einen flüchtigen Blick auf dieselbe warf; aber er verschloß sie sorgfältig, damit sie nicht der Frau in die Hände komme, die ja schließlich in ihrer Baureineinfalt doch nichts davon verstand.

Und er — er fuhr fort, den kleinen Spielclub zu besuchen, der sich in dem hinteren Zimmer eines Restaurants gebildet. Er spielte oft sinnlos, gewinnend und wieder verlierend, während Hofe das Kissen schon mit ihren Thränen neigte.

Sie wagte es endlich, ihm Vorstellungen, dann sogar Vorwürfe zu machen; er aber wies Alles barsch zurück. Nur einmal gestand er reumützig, er wolle, er sei der arme Referendar geblieben, der er gewesen, denn das Geld habe ihn nicht glücklich gemacht. Als sie ihm darauf mit feuchten Augen vorzuschlug, sie wollten zum Vater nach dem Elsaß ziehen, wo er sich ja mit der Landwirtschaft so sorglos beschäftigen könne, da lachte er sie aus.

Sie aber behielt ihr Unglück für sich und wagte nicht, dem Vater zu schreiben, denn sie fürchtete, daß er kommen könnte, um ihren Gatten zur Rede zu stellen.

So vergingen mehrere Jahre und die Ehe blieb kinderlos. Robert begann schon, sein Neuhäres zu vernachlässigen, er, der früher so eitel auf dasselbe gewesen. Hofe ihrerseits vernachlässigte ihre Bekanntschaften und zog sich schüchtern zurück. Sie liebte ihn noch immer und empfand es deshalb doppelt schwer, daß er sie nach und nach ganz zu vergessen schien, daß er sie sogar wie eine Last betrachtete.

Nach ihren Vermögensverhältnissen hatte sie nie zu fragen gewagt, endlich aber sah sie, Schlimmes ahnend, den Muth, zur Bank zu gehen und sich danach zu erkundigen. Der Beamte aber machte die Achseln und sagte, er habe nicht die Berechnung, ihr Aufschluß zu geben, ohne von Herrn v. S. dazu autorisiert zu sein. Und so ging sie denn, sich tröstend mit dem Gedanken, es werde ja nicht so schlimm sein.

Der Sommer des vierten Jahres war gekommen. Hofe fühlte das Bedürfnis, ihre Eltern zu sehen, und Robert war damit einverstanden. Er wollte sie begleiten.

Und so geschah es. Sie reisten. Er aber trennte sich von ihr in Baden-Baden mit dem Versprechen, sie nach acht Tagen aus dem Bauernhof abzuholen. Mit bangem Vorgefühl setzte Hofe sie den Weg nach Straßburg fort und er blieb.

So war's ihm höchst erwünscht. Er ließ sich kaum die Zeit, seine Effekten im Kofal abzulegen, und war danach schon in den Spielfälen, wo er unter den Habitues gute Bekannte vorfand. Sein Portefeuille war wohl versehen mit großen Banknoten, er wollte diesmal gewaltige Schläge thun, denn er hatte die Ueberzeugung, nur durch viel Geld sei die Bank zu bezwingen, man dürfe sich nicht mit kleinem Befassen. Recht hatte er, betam es auch Anfangs, aber da brach das Unglück wieder über ihn herein. Verzweifelt irrte er schon am nächsten Abend am Ufer der Dös umher. Alles, was er mitgebracht, war verloren.

Er hatte zur Vorsicht seiner Frau einige Tausend Francs mitgegeben, tehrte zum Conversationshause zurück, schrieb eine Depesche an sie und bat sie, ihm das Geld zu senden, das sie doch nicht gebrauche, er bedürfe dessen, sei in Verlegenheit.

Und sie sandte es ihm am nächsten Tage bereits, ohne zu fragen, wie er in Verlegenheit habe gerathen können. Heimlich aber hatte sie sich nach Baden-Baden begeben, verschleierte that sie in die Spielfäle, beobachtete ihn, wie er eben einen gelungenen Schlag am „Trente-et-Quarante“ that.

Sie sah sein Antlitz, obgleich blaß, doch strahlend. Er that noch einige günstige Coups, und beruhigt eilte sie wieder zur Bahn, damit er sie nur ja nicht erblicke. Sie hatte ihm ja geschrieben, sie und ihre Eltern erwarteten ihn mit Sehnsucht in einigen Tagen. Daß er ein unverbesserlicher Spieler war, das wußte sie ja längst, aber er hatte Glück und das tröstete die Aermste. Er werde ja kommen, wenn er genug gewonnen, dachte sie.

Und mehrere Tage hindurch blieb ihm das Glück auch treu. Aber das machte ihn waghalzig. Alles wollte er wieder haben, was er in dieser Saison und früher schon verloren, er wollte diese „Weine“ benutzen, denn in der Bank dabeim hatte er schon allerlei Vorwände benutzt, um seine großen und häufigen Entnahmen zu rechtfertigen, obgleich das diese gar nichts anging. Er wollte ihr neues Geld überfenden, um dieselben zu deden, denn — Es überfiel ihn ein Gruseln, so bald er daran dachte.

Und so stand er drei Tage später wieder am Spieltisch und gewann wieder. Plötzlich schlug es um, er verlor wieder und wieder, und da erblickte er in seiner Nixe plötzlich seine Frau neben sich, die ihn abholte wollte, da er nicht komme.

„Du!“ rief er heftig. „Kein Wun-

der! Du bringst mir Unglück. Laß mich allein!“

Und sie trat gehorsam zurück. Er blickte ihr nach, bis er sich überzeugt, daß sie den Spielfaal verlassen, und dann pointierte er von Neuem und mit hohen Summen.

Aber das Glück war gebrochen. Natürlich durch sie, dachte er — Seine Einsätze verdoppelnd, suchte er es zu zwingen, doch umsonst! Er verließ den Spieltisch, um Ruhe, Fassung zu suchen, tehrte dann zurück und spielte mit demselben Unglück. Schlag für Schlag ging fehl. Er verdoppelte seine Einsätze — und verließ endlich den Saal mit leeren Taschen. Er hatte über zweimalhunderttausend Francs schon gewonnen, und alles, alles war dahin!

Verzweifelt warf er sich in den Ansaal auf eine Bank, und da mußte sie ihn finden. Aber mit Entsetzen blickte sie in sein entstelltes Antlitz und fragte doch so theilnahmlos, obgleich ahnend.

Er stieß sie von sich. Sie sei sein Unglück, rief er aus. Ihr Geld sei ein verfluchtes, auf dem kein Segen ruhen könne, denn man habe ihm gesagt, ihr Onkel in Westindien habe es durch Sklavenhandel erworben. Er verwinde den Augenblick, da er sie habe kennen lernen müssen.

Trauernd wandte sich die arme Frau. Noch einmal tehrte sie um, blickte ihn so stehend an, aber er achtete ihrer nicht, und mit Thränen in den Augen verließ sie ihn, nicht wissend, wohin sie sich wenden, wo sie ein Obdach suchen sollte. Sie erinnerte sich des Hotels, in dem sie früher gewohnt, man erinnerte sich ihrer und führte sie in sein Zimmer. Hier ließ sie sich weinend nieder, blieb sie bis zum Abend unter tausend Folttern auf ihn wartend.

Da tehrte er mit derselben Miene eines Verzweifelten zurück und erblickte sie.

„Warum bist Du nicht bei Deinen Eltern geblieben?“ fragte er. „Warum mußt Du mir Unglück bringen?“

Sie hob beschwörend die Hände. Er wandte sich ab von ihr.

„Du sollst überhaupt zu ihnen zurückkehren und für immer, denn mit unferem Vermögen ist es zu Ende. Ich entnahm zu Hause den elenden Rest, um ihn an der Bank hier zu wagen! Alles oder nichts, sagte ich mir. Ich war auch auf dem besten Wege, Alles wieder zu gewinnen, da mußte der Teufel Dich an meine Seite führen und Alles ging wieder verloren, Alles —!“

Er griff in die Tasche und warf einige Gulden auf den Tisch. „Das ist Alles, was mir geblieben, nimm es, um nach Haus zurückzugehen, denn wir sind ruinirt! Dir bleiben ja noch die fünfundsiebzigtausend Tausend, die auf Deines Vaters Bauernhofe stehen!“

Mit lautem Hohnlachen wandte er sich, griff in die Brusttasche und zog seinen Revolver hervor.

Einen gellenden Schrei ausstossend, sprang sie auf. Aber es war zu spät. Mit blutender Stirn sank er zu ihren Füßen nieder —

Ein unvorsichtiger Tauschspieler.

Im Jahre 1853 trat in der am Mississippi gelegenen Stadt Wicksburg ein Tauschspieler, Namens Whyman, auf und führte seine Künste vor. Das Publikum, wild aussehende, bärartige Farmer, war das Dankbarste, das er sich nur wünschen konnte. Gespannt folgte man den Wunden, die er zum Besen gab, schaute verblüfft auf die Flasche, aus der er zwanzig verschiedene Sorten Liköre schenkte und seinem sachverständigen Publikum kredenzte, auf die Eier, die er aus einem leeren Beutel zog, auf die Uhr, die er soeben zerstampft hatte, und die umberstürzt wieder zum Vorschein kam; mit kindlichem Erstaunen sah Alles da und folgte mit Begeisterung dem Verlaufe der geheimnißvollen Zaubereien. Da sagte der Tauschspieler schließlich: „Wer von den Herren wird wohl die Güte haben, diese Pistole hier auf mich abzufeuern? Ich werde Ihnen zeigen, daß ich im Stande bin, mit bloßer Hand die Kugel aufzufangen.“

„Ihre Pistole brauchen wir dazu nicht,“ meinte da laut ein stämmiger Farmer, „geben Sie Acht!“ Und im nämlichen Augenblick sah der Tauschspieler eine Pistole auf sich gerichtet, eine Sekunde, und die Kugel schlug dicht über seinem Kopfe in ein Brett. Da rief auch schon eine andere Stimme: „Seien Sie auf Ihrer Hut!“ und wieder pfiff eine Kugel an ihm vorbei.

„Fangen Sie die hier auf!“ schloß es von verschiedenen Seiten. Schuß auf Schuß trachtete; der entsezte Tauschspieler aber versuchte es nicht, Kugeln „aufzufangen“, sondern schlüpfte eilig zu einer Seitenthür hinaus. Gewaltiges Gelächter folgte ihm. Man steckte die Pistolen und Revolver wieder ein und wartete geduldig auf das

Wiedererscheinen des Künstlers. Aber dieser hatte es vorgezogen, die Kasse unter den Arm zu nehmen und mit einem eben abgehenden Schiffe den Mississippi hinab zu fahren, wobei er sich gelobte, nie wieder in diesem Lande eine Kugel mit der Hand auffangen zu wollen.

Die Deutschen an der Spitze.

Daß die Deutschen, was gründliche Bildung und umfassendes Wissen anbelangt, sowohl auf dem Gebiete der Kunst, wie der Wissenschaft an der Spitze marschiren, wird sogar nach und nach von den Amerikanern stillschweigend zugestanden, indem sie deutschen Künstlern und deutschen Fachmännern den Vorzug geben.

Als die Zudeprämie aufgehoben wurde, kamen die Zudebarone des Südens in eine kritische Lage, da sie mit dem billigen Zuder, der von Deutschland und Cuba importirt wurde, nicht erfolgreich concurriren konnten. Es mußten Mittel und Wege gefunden werden, die Herstellungskosten zu reduzieren und bessere Methoden bei der Zubereitung des Zuders einzuführen, um dadurch die Scharte auszumachen, welche ihnen durch Entziehung der Prämie zu Theil geworden war. Was thaten sie also? Sie ließen Chemiker und Fachleute von Deutschland kommen und übertrugen diesen die Leitung ihrer Anlagen und die Verbesserungen derselben. Das Resultat war ein über Erwarten günstiges. Durch Einföhrung neuer Methoden, durch kluge und praktische Eintheilung der vorhandenen Mittel und Arbeitskräfte gelang es den deutschen Chemikern, die Herstellungskosten des Zuders bedeutend zu reduzieren und dabei noch eine bessere Waare zu liefern. Daß die Zudebarone anquerkennen wissen, wenn sie diese günstige Wendung der Dinge zu verdanken haben, geht aus dem Umstande hervor, daß sie sich an Professor Hanno Deiler in New-Orleans gewandt haben, mit der Bitte, derselbe möge ihnen die Universitäten in Deutschland namhaft machen, wo diese Chemiker ihre Ausbildung erhalten. Es ist die Absicht dieser Herren, junge Amerikaner, die sich diesem Fache widmen wollen, zur Ausbildung nach Deutschland zu schicken. Dies ist eine Anerkennung der Superiorität deutschen Wissens und Könnens, auf die wir Deutsche mit Recht stolz sein dürfen.

Ein redlicher Postmeister.

Folgende Anekdote aus dem Leben Lincoln's enthält, wie Alles, was von dem großen und waderen Manne bekannt wird, eine beherzigenswerthe Lehre. Als Lincoln Grocery-Besitzer und zugleich Postmeister in einem kleinen Städtchen von Illinois war, wobei er ein höchst färgliches Auskommen fand, kam sein Nachbar zu ihm und sagte: „We, ich habe foeben gehört, daß der Postinspektor morgen hier zu erwarten ist; wenn ich Dir mit etwas Geld aushelfen kann, stehe ich Dir gern zu Diensten.“ Das Anerbieten wurde aber entschieden abgelehnt. Ein Anderer würde sich vielleicht beleidigt gestellt haben, das lag aber nicht in Lincoln's gutmüthigem Temperament. Der Nachbar konnte sich über diese Zurückweisung nicht genug wundern; sie schien im Widerspruch mit Erfahrungen zu stehen, die er bei anderen Postmeistern gemacht hatte. Um seine Neugierde zu befriedigen, wie Lincoln die Kaffeentrevision bestehen würde, wartete er das Erscheinen des Inspektors ab und trat mit diesem in den Laden. Sobald der Letztere sich zeigte, ging Lincoln hinter seinen Ladentisch und holte einen Strumpf voll Geld hervor, die verschiedenen Sorten Münzen und Notentrepräsentirend, wie sie damals circulirten und genau so, wie er sie bekommen hatte. Diese zählte er auf, betam Quittung dafür, und der Nachbar war befriedigt.

Ghen auf Probe.

Eigentümliche fittliche Zustände und Anschauungen über Ehe und Eherecht scheinen im Kreise Swenigorabdas des Governements Kiezu zu herrschen. Bei der jezt vorgenommenen allgemeinen Volkszählung fiel die merkwürdige Erscheinung auf, daß in sehr vielen Fällen Mann und Frau, die unter einem Dache lebten, verschiedene Familiennamen führten. Man ging der Sache auf den Grund, und es stellte sich heraus, daß in jener Gegend vielfach eine Art „Ehe auf Probe“ in Uebung steht. Wenn Mann und Frau nach der Hochzeit in Folge häufiger Zwistigkeiten zu der Ueberzeugung gelangen, daß die gegenseitige Wahl nicht glücklich gewesen ist, so sehen sie sich nach einem nach Charakter und wirtschaftlichen Eigenschaften besser passenden Lebensgefährten um, so daß nicht selten ein förmlicher Austausch

der Frauen ohne Scheidung der Ehe stattfindet. Derartige Tauschgeschäfte scheinen übrigens selbst nach längerem Bestande der Ehen vorzukommen, da berichtet wird, daß die Kinder der rechten Mutter in die neue Hausgemeinschaft folgen und als Glieder der neuen Familie gelten. Bei der Zählung mußte in diesem „fortgeschrittenen“ Kreise häufig die mit einem Mann in solcher thatsächlicher Ehegemeinschaft lebende Frau als zu dem Hause eines anderen Mannes, dem sie nach Recht und Gesetz angetraut war, zugehörig eingetragen werden, während dessen zeitige Lebensgefährtin wiederum einem anderen Hause zugezählt werden mußte.

„Die Frage, warum die Damen radfahren.“

wird von einer Leserin des „Fahrabes“ dahin gelöst, daß sie 100 radfahrende Damen also eintheilt: Eine, die aus Beruf radfährt und sich auf Rennbahnen und Theatern als Fahrerin zeigt; zwei aus Liebe zu den Bewegungen in freier Luft oder aus Gesundheitsrückichten; Drei, weil ihre Männer sie dazu zwingen; Vier, um das Recht zu haben, Hofen zu tragen; Fünf, um ihre Waden den Passanten zeigen zu können und von ihnen in dieser Hinsicht sich Schmeicheleien sagen zu lassen; Sechs, um einen Mann zu finden; Sieben, um ihren Männern zu folgen und sie zu überwachen; Acht, um Länder zu sehen, um sich zu erholen, mit einem Worte, aus Vergnügen am Radfahren überhaupt; Neun, ohne überhaupt zu wissen, warum sie fahren, allein um der mordernen Bewegung zu folgen; Zehn, um sich von der beständigen Gegenwart ihres Tyrannen zu befreien; Elf, um im öffentlichen Leben die Hofen zu tragen, wie sie diese am ehelichen Wohnsitz tragen. Die übrigen Vierunddreißig endlich fahren um ihren guten, kleinen Freundinnen zu ärgern, welchen es ihre Mittel nicht erlauben, sich dem Luxus des Radfahrens zu ergeben.

Ein Land ohne Hausthiere.

Der Japaner, der weder Milch trinkt, noch auch Fleisch isst, hat für die Kuh keine Verwendung; das Pferd findet sich in Japan auch nicht heimisch und wird nur zum Gebrauch für Fremde importirt. Die Lastkaren werden von Kulis gezogen oder geschoben und „Equipagen“ oder Sänften werden von Lataien oder gemeinteten Männern befördert. Hunde finden sich in großen Rudeln verwildert, doch giebt es keine zahmen Hausthiere, da der Japaner sie weder zur Macht, noch auch zur Jagd verwendet. In dieser Eigenschaft finden sie in Japan auch nur wieder bei den Ausländern Verwendung. Schafe und Ziegen sind ebenfalls unbekannt, ebenso wenig werden Schweine gehalten. Wolle wird nicht verwendet, da Japan bekanntlich große Baumwollpflanzungen hat und durch seinen Reichthum an Maulbeerbäumen neuerdings auch vorzügliche Seidenzüchtereien besitzt, so daß wolleses Zeug in Japan fast gar nicht getragen wird. Schweinefleisch ist in der Küche des Japaners ein unbekanntes Ding. Maulthiere und Esel sind auf der Insel ebenfalls fremd. Pflüher werden wenig, Enten und Tauben höchst selten und auch nur von Ausländern gehalten.

Die neueste Modesthorheit.

Ein Diamant auf dem Fingerringel ist der neueste Schmud. Jeder, der einen solchen tragen will, muß seine Fingerringel in die besondere Behandlung eines Juweliers geben. Nachdem der Nagel erst genügend gehärtet ist, wird eine seine Goldklammer fest um seinen äußeren Rand gelegt. Die Klammer läuft in zwei kleinere Goldstreifen aus, die vollkommen der Biegung des Nagels angepaßt, auf der Mitte zusammenstoßen, und an dieser Stelle ist der Diamant eingesezt. Es werden nur ganz flach geschliffene Steine angewendet, damit das Juwel beim An- und Ausziehen der Hand nicht beschädigt wird. Die Träger dieser diamantenen Fingerringel behaupten, daß dieser Schmud wirkungsvoller sei als ein Ring und nicht so leicht verloren gehen könne als dieser.

Alle Zeitungen werthvoll.

Ein Farmer hat ermittelt, daß Hühner mehr Eier legen, wenn sie mit alten Zeitungen gefüttert werden. Er hat die Zeitungen in kleine Stücke gerissen, in laure Milch eingeweicht und den umgerührten Brei den Hühnern zu freuen gegeben. Die Folge war eine Zunahme der Eier, und, wie der Farmer sagt, fressen die Hühner das neue Futter um so lieber, wenn die Wäscheball = Score und der Wetterbericht recht ausführlich in den alten Zeitungen sind.

Mene, mene tekel.
John Bull, John Bull,
Drieh' nicht zu dull!
Lat af von'n Bur,
De Druto is fur!
Geißt nach Transvaal,
Sleight sei bi ball!
John Bull, John Bull,
Din Maat is dull.
G i b l d e t. — Rosenfod: „Geben Sie mir e paar Bog'n seines Briefpapier.“ — Commis: „Destav?“ — Rosenfod: „Wie heißt Destav? Will ich denn spielen Klavier?“

In der Buchhandlung. — Stubenmädchen: „Sie möchten der Gnädigen „die Hofnrau“ schicken.“ — Buchhändler: „Bedauere, die ist ausgegangen.“ — Stubenmädchen (zur Gnädigen): „Die Hofnrau kann nicht kommen; sie ist spazieren gegangen.“

Kuriose Anschauung. — Viehhändler: „Sie erinnern sich noch meines Sohnes, der Ihr Schüler war, Herr Professor?“ — Professor: „O, gewiß, was macht er denn jezt, Ihr Herr Sohn?“ — Viehhändler: „Ach, fragen Sie nicht, Hr. Professor, der Junge taugt zu gar nichts, er hat eben zu viel gelernt.“

W a f f e n. — „Aber, Lieschen, solche Bücher liest Du?“ — „Ich muß ja Alles kennen lernen, was ich meinen Töchtern einmal zu lesen verbieten soll!“

R a c h e. — „Diesem Menschen, der Dir so viel angethan hat und an dem Du Dich immer hast rächen wollen, befrist Du jezt zu einer reichen Braut? Ich verließ Dich nicht.“ — „Kennst Du ihre Mutter?“ —

W e n n m a n d e n D a m e n ihre Wespentailen zum Vorwurf macht, so darf man sich nicht wundern, wenn man in ein Wespennest gestochen hat.

D r u c k f e h l e r - T r a g i k. Der Buraucher, den ein Fehler Seitens eines Sezers traf, Wurde trotz seiner Enttäufung Alsbad auch zum Buraucher. So vermag schon ein Buchstabe Manche Illusion zu stören, Und die Fehler mancher Druckwer Können Tausende behörden. H ö c h s t e Z e i t. — Student (Abends in der Kneipe): „Du willst schon fort?“ — Freund: „Gewiß, morgen kommt nämlich mein Vater und da muß ich vorher noch die Bücher aufschneiden, die ich mir im letzten Jahre angeschafft habe.“

A u s d e r L i e b e s s c h u l e. Mit schlichter biether Ehrlichkeit Bringst Du's bei Weibern niemals weit; Dem schmweichlerischen Tropf im Ru Fliegt ihm das schmedfte Gänschen zu.

E m p f e h l e n s w e r t h. — Doktor: „Ihre Freundin, gnädiges Fräulein, hat an derselben Krankheit gelitten und ist jezt völlig gesund!“ — Dame: „Wirklich, Herr Doktor? Was hat sie denn genommen?“ — Doktor: „Einen Mann!“

T r o f f. — Schriftsteller: „Ich kann schaffen und dichten, was ich will, nichts findet Anerkennung.“ — Redakteur: „Na, passen Sie mal auf, nach Ihrem Tode werden Sie doch noch ein berühmter Mann!“

K i n d l i c h e r V e r g l e i c h. — Lehrerin: „Zwölfsten ist die Biene, welche unermülich thätig ist, Schätze von Honig zu sammeln, der thätigen Hausfrau zu vergleichen?“ — Schüler: „Weide brummen!“

E i n C o u l i s s e n r e i c h e r. — Direktor (zu einem betrunknen auf der Bühne wadelnden Schauspieler): „Mein Gott, Meier, in was für einem Aufzuge kommen Sie denn?“ — Schauspieler (begeistert): „Im drittem!“

D i e g a t t l i c h e G e r e c h t i g k e i t. — Der kleine Emil ist Vormittags wieder einmal ungezogen gewesen. Als die Mutter nachmittags mit ihm in dem Prater spazieren geht — sein höchste Freude — fängt es zu regnen an, und man muß zurück. Mama bemut das zu einer eindringlichen Straftion: „Siehst Du,“ sagt sie, „der LiebesGott straft Dich dafür, weil Du so bö warst.“ — „Aber, Mama, replirt Emil, „was können denn die anderen Menschen dafür, daß ich bö war? Warum müssen sie auch na werden?“

V e r d ä c h t i g e A n n o n c e n Zu verkaufen: Ein gutgehebenes Gischäft. Der Contursverwalter. — Borzügliches Sicherheitsrad neue Art- und Beinbrüche. — Raue alte Kleidungsstücke zu den höchsten Preisen. Verkauf getragener Spot billig. — Selbstbrant, diebesich und feuerfest, wegen Erbschaft billig abzugeben.